

Typus und Idealtypus in Max Webers Soziologie

Gerhard Wagner¹

Einleitung

In der Vorbemerkung zu seiner 1921 posthum publizierten Programmschrift „Soziologische Grundbegriffe“ bekundete Max Weber sein „Bedürfnis nach größtmöglicher Begriffsschärfe“ (Weber 1976: 1). Doch schon mit seiner ersten Definition – nämlich des Begriffs „Soziologie“ – wurde er diesem Anspruch nicht gerecht. Denn wie er selbst zu verstehen gab, ist auch die Geschichtswissenschaft „eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“ (Weber 1976: 1).

Für Weber ist die Geschichtswissenschaft mit „*individuelle[n]*, *kulturwichtige[n]*“ Handlungen befasst (Weber 1976: 9). Daher kann sie definiert werden als eine Wissenschaft, welche individuelles, kulturwichtiges soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. Die Soziologie hingegen ist mit „*typische[n]*“ Handlungen befasst (Weber 1976: 5). Daher kann sie definiert werden als eine Wissenschaft, welche typisches soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will.

Doch selbst wenn Weber die Soziologie in diesem Sinne definiert hätte, wäre seine Definition immer noch nicht evident gewesen. Denn was meinte er mit „typisch“? Die Beantwortung dieser Frage ist für ein Verständnis seiner „Soziologische[n] Grundbegriffe[n]“ essentiell, denn er charakterisierte die Soziologie auch noch als eine Wissenschaft, die „*Typen-Begriffe*“ bildet und „*generelle* Regeln des Geschehens“ sucht (Weber 1976: 9).

Eine Definition des Begriffs „Typus“ sucht man in seiner Programmschrift jedoch vergebens und seinen Hinweis, einen Typus nicht als „*Durchschnitts-Typus*“, sondern als „*Idealtypus*“ zu verstehen (Weber 1976: 10), hat er nicht ausgearbeitet. Dass die Soziologie, so meinte er, „den *Durchschnitts-Typus* von der Art der empirisch-statistischen Typen verwendet: – ein Gebilde, welches der methodischen Erläuterung nicht besonders bedarf, versteht sich von selbst. Aber wenn sie von ‚*typischen*‘ Fällen spricht, meint sie im Zweifel stets den *Idealtypus*“ (Weber 1976: 10). Was das heißen soll, hat Weber nicht nachvollziehbar erläutert und sein Verweis auf seinen 1904 publizierten Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ ist wenig hilfreich, weil er auch dort seiner Forderung nach „*scharfe[n] Begriffe[n]*“ nicht nachgekommen war (Weber 1982: 146, 208–209, 212). Nicht ohne Grund wird seit über 100 Jahren gerätselt, was Weber mit dem Begriff „*Idealtypus*“ eigentlich meinte (vgl. Wagner 2022 b).

Dieses fortwährende Rätseln ist freilich auch darauf zurückzuführen, dass man die Geschichte der Begriffe „Typus“ und „Idealtypus“ nicht gründlich genug zur Kenntnis genommen hat. Das vorliegende Papier möchte einen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke leisten, um Webers Vorstellung von Soziologie als einer Wissenschaft, die typisches soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will, besser verstehen zu können.

1 Gerhard Wagner ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Philosophie der Wissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Das tatsächliche Mittel und der Typus

Dass Weber in seinen „Soziologische[n] Grundbegriffe[n]“ den Begriff „Typus“ nicht definierte, dürfte seinen Grund darin haben, dass er ihn für sich selbst bereits in seinen in den Jahren 1894 bis 1898 gehaltenen Vorlesungen *Allgemeine („theoretische“) Nationalökonomie* geklärt hatte. Diese Vorlesungen sind zwar nur in Form von Notizen überliefert. Sie lassen aber doch erkennen, was er meinte. Dass er noch in seiner Programmschrift daran festhielt und beim Leser offenbar ein entsprechendes intuitives Verständnis unterstellte, spricht dafür, dass er sich bei seiner Begründung der Soziologie an der Nationalökonomie in ihrer „theoretische[n]“ Variante (Menger 1883: 3, 7) orientierte und das „Gresham’sche Gesetz“, demzufolge schlechtes Geld besseres Geld verdrängt (Weber 2009: 617, 626), als Paradigma für soziologische Gesetze benutzte:

„Die ‚Gesetze‘, als welche man manche Lehrsätze der verstehenden Soziologie zu bezeichnen gewohnt ist, – etwa das Greshamsche ‚Gesetz‘ – sind durch Beobachtung erhärtete typische *Chancen* eines bei Vorliegen gewisser Tatbestände zu *gewärtigenden* Ablaufes von sozialem Handeln, welche aus typischen Motiven und typisch gemeintem Sinn der Handelnden *verständlich* sind“ (Weber 1976: 9).

In seinen Vorlesungen *Allgemeine („theoretische“) Nationalökonomie* hatte Weber den Begriff „Typus“ im Kapitel „Die biologischen und anthropologischen Grundlagen der Gesellschaft“ unter der Überschrift „Begriff des Typus und der typischen Zahl“ bestimmt (Weber 2009: 94–95, 347–362). Dabei folgte er Adolphe Quetelet, dessen Werke *Sur l’homme* (in der deutschen Übersetzung von Victor Adolph Riecke), *Physique sociale, Lettres sur la théorie des probabilités* und *Anthropométrie* er nannte (Weber 2009: 94).

Weber meinte, dass sich für gleichartige Größenverhältnisse und Häufigkeiten wiederkehrender Ereignisse „*Durchschnitte*“ berechnen lassen, aber nicht jeder Durchschnitt sei eine „typische“ Zahl“ (Weber 2009: 348). Für den „*Typencharakter*“ einer Zahl sei vielmehr eine „*Gruppierung* der Einzelfälle“ maßgebend, die mit den „*Curven*“ der „*Wahrscheinlichkeitsrechnung*“ von „*Quetelet und Gauß*“ abgebildet werden kann, was die Einzelfälle, die dem Durchschnitt nicht entsprechen, als „*Abweichungen*“ von einem „*Typus*“ erscheinen lässt (Weber 2009: 347–349). Weber veranschaulichte diesen Sachverhalt mit Skizzen von Normalverteilungen und betonte, dass ein Typus durch eine „*selbständige natürliche Ursache*“ hervorgebracht wird, während die Abweichungen vom Typus „*zufällige Abweichungen*“ sind, die sich durch „*äußere Einflüsse*“ ergeben (Weber 2009: 347–349).

Weber kannte den ideengeschichtlichen Kontext dieser Vorstellung. Er wusste, dass sie auf einer „Übertragung der Fehlerwahrscheinlichkeitslehre der Astronomie“ basierte (Weber 2009: 347). In der Astronomie war die Beobachtung von Himmelskörpern seit jeher durch Messfehler erschwert worden, die aus kontingenten Randbedingungen folgten. Carl Friedrich Gauß stellte sich diesem Problem und formulierte 1809 eine Fehlertheorie, die auf der Annahme basierte, dass „kleinere Irrthümer häufiger begangen werden als grössere“ (Gauss 1877: 254 [Nr. 174]). Daraus folgerte er, dass die „Wahrscheinlichkeit“, kleinere Fehler zu begehen, höher ist als die, größere Fehler zu begehen (Gauss 1877: 256 [Nr. 175]). Aus einer Anzahl von Messwerten kann man den „am meisten wahrscheinlichen Werth“ durch das „arithmetische Mittel unter allen beobachteten Werthen“ errechnen (Gauss 1877: 259 [Nr. 177]). Dieser Mittelwert kommt dem wahren Wert am nächsten. Die anderen Werte sind Abweichungen, wobei bei entgegengesetzten Werten die Wahrscheinlichkeit gleich hoch ist. Auf Basis dieser Annahmen leitete Gauß eine Funktion der Wahrscheinlichkeitsverteilung

her, deren graphische Darstellung die glockenförmige Kurve der Normalverteilung ergibt (Gauss 1877: 256 [Nr. 175], 260 [Nr. 177]).

Selbst Astronom und mit Gauß persönlich bekannt, übertrug Quetelet dessen Fehlertheorie auf den irdischen Bereich. Dabei differenzierte er zwischen zwei Bedeutungen des arithmetischen Mittels. Entweder kann es „unter der Form einer abstrakten Zahl eine allgemeine Vorstellung von mehreren im wesentlichen verschiedenen, obgleich homogenen Tatsachen“ liefern, z. B. von der Höhe der Gebäude in einer Straße; oder es kann „etwas tatsächlich Bestehendes“ darstellen, z. B. die Höhe eines mehrere Male gemessenen Gebäudes (Quetelet 1914: 520–521). Im ersten Fall sind die Höhenmessungen „durch keinerlei Gesetz der Kontinuität untereinander verbunden“, wohingegen sie im zweiten Fall, „obgleich fehlerhaft, sich von beiden Seiten um das Mittel so regelmäßig gruppieren, daß man ihre Werte im voraus angeben könnte, wenn man die Grenzen, in welchen sie sich bewegen, wüßte“ (Quetelet 1914: 521). John F. W. Herschel bezeichnete in seiner Darstellung von Quetelets Theorie die erste Zahl als „Durchschnitt“, die zweite als eine „natürliche und kenntliche Zentralgröße, dergestalt, daß alle Größen, die davon abweichen, als Abweichungen von einer normalen Größe betrachtet werden müssen“ (Herschel 1914: 43).

Quetelet diskutierte dieses „tatsächliche Mittel“ (Quetelet 1914: 522) am Beispiel des „Turmes von Notre-Dame“, der „Statue des Gladiators“ sowie einer „lebenden Person“ (Quetelet 1914: 522–528), bevor er einen Schritt weiterging und am Beispiel mehrerer Menschen den Begriff „Typus“ ins Spiel brachte:

„Man kann [...] eine bestimmte Anzahl von verschiedenen Menschen messen, deren mittleres Maß man nehmen würde. Zu den Irrtümern, die man beim Messen begehen könnte, kämen dann noch die von der Ungleichheit der Modelle herrührenden Unterschiede. Nimmt man aber an, daß diese Ungleichheit nur zufällig sei und nur von einer größeren oder geringeren Entwicklung herrühre, so würden sich die gefundenen Werte symmetrisch um den mittleren Typus gruppieren, jedoch in weiteren Grenzen, weil sie dann von zwei Ursachen zugleich abhängen würden, nämlich von der Ungenauigkeit der Messungen und der zufälligen Ungleichheit der gemessenen Modelle“ (Quetelet 1914: 529).

Quetelet argumentierte hier einmal mehr als Astronom, indem er davon ausging, dass die Entwicklung eines Menschen in Analogie zur Bewegung eines Himmelskörpers nicht nur durch „natürliche“ Einflüsse bestimmt wird, sondern auch durch „zufällige (perturbierende) Einflüsse“ (Quetelet 1838: 14). So kann die durch Gravitation bestimmte Umlaufbahn eines Himmelskörpers um einen zweiten Himmelskörper durch den Einfluss der Gravitation eines dritten Himmelskörpers oder durch inhomogene Masseverteilungen gestört werden. Analog kann die durch biologische, soziale und kulturelle Faktoren bestimmte Entwicklung eines Menschen durch den „*perturbierenden Einfluss*“ gestört werden, den die Menschen selbst auf diese Faktoren ausüben, was sie zu Quellen „*sekuläre[r] Störungen*“ macht (Quetelet 1838: 12–13). Die Analogie zur Astronomie ist damit noch nicht ausgereizt. Denn ebenso wie man die bei der Messung der Bewegung von Himmelskörpern entstehenden Fehler, die sich ja auch auf den Einfluss zufälliger Störfaktoren zurückführen lassen, in größere und kleinere Fehler einteilen kann, kann man mit Hinweis auf zufällige Störfaktoren von einer größeren oder geringeren Entwicklung der gemessenen Menschen sprechen.

„In der Tat kann man sich bei einem Volke einen für dessen Wuchs typischen Menschen vorstellen, in Rücksicht auf welchen die anderen Menschen derselben Nation mehr oder weniger große Abweichungen darbieten. Die Zahlen, die man erhalten würde, wenn man diese letzteren mißt, würden sich um das Mittelmaß in derselben Weise gruppieren wie jene, die man erhielte, wenn derselbe typische Mensch viele Male mit mehr oder weniger groben Mitteln gemessen worden wäre“ (Quetelet 1921: 33).

Das bekannteste Beispiel, mit dem Quetelet diese Vorstellung belegte, war seine Vermessung der Brustumfänge von 5738 schottischen Soldaten, deren tatsächliches Mittel sich zwischen den Grenzen von 33 Zoll und 48 Zoll als 40 Zoll herausstellte. Jeder der 1079 Soldaten mit einem Brustumfang von 40 Zoll stellte für ihn ein „typische[s] Individuum“ dar (Quetelet 1921: 52). Die anderen waren Abweichungen. Zu dieser Aussage fühlte er sich trotz der kleinen Zahl gemessener Soldaten berechtigt, denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt: „*Die Proportionen des Menschen welchen Alters immer sind dermaßen bestimmte, daß es genügt, eine kleine Zahl wohlgebildeter Individuen zu messen, um durch das Mittel deren Typus festzustellen*“ (Quetelet 1921: 29).

Was soll „Typus“ heißen?

Nun hat Vincent John gezeigt, dass Quetelet den Typus-Begriff von Johann Wolfgang Goethe übernommen hat, bei dem er im Sommer 1829 eine Woche lang zu Gast war: „Die in dem ausgezeichneten Probabilitätsmathematiker lebhafteste Vorstellung des ‚Mittelwertes‘ mußte sich ganz psychologisch mit der aus Goethe’s Gesprächen und Schriften geläufigen Typus-idee verschmelzen“ (John 1898: 325; vgl. auch Collard 1934). Der Typus-Begriff findet sich in Goethes Studien zur Morphologie von 1817, die der Suche nach einem „Urtier“ galten:

„Ich hatte mich [...] ganz der Knochenlehre gewidmet; denn im Gerippe wird uns ja der entschiedne Charakter jeder Gestalt sicher und für ewige Zeiten aufbewahrt. [...] Hiebei fühlte ich bald die Notwendigkeit einen Typus aufzustellen, an welchem alle Säugetiere nach Übereinstimmung und Verschiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tiers“ (Goethe 2006: 19).

Der Begriff „Typus“ wurde in der griechischen Antike in einem handwerklichen Kontext geprägt, um ein Modell oder Muster zu bezeichnen, das man nachbildet (Toepfer 2011: 537; vgl. zur Begriffsgeschichte auch Schlenstedt/George 2005). Noch bei Quetelet taucht dieser Kontext in der Statue des Gladiators auf, von der man 1000 Kopien herstellte (Quetelet 1914: 528). Herausgelöst aus diesem Kontext bezeichnete der Typus-Begriff „eine verschiedenen Gegenständen gemeinsame Grundform oder Gestalt“ (Toepfer 2011: 537). Eine solche Grundform oder Gestalt wollte Goethe für die Säugetiere finden, und zwar durch Anschauung „[ä]ltere[r] und neuere[r] Überbleibsel“ von Gerippen (Goethe 2006: 19). Dabei hoffte er, dass sich in dieser Anschauung die im Typus zu fixierende Idee des Tieres zu erkennen gibt:

„Die Erfahrung muß uns vorerst die Teile lehren, die allen Tieren gemein sind, und worin diese Teile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen“ (Goethe 2006: 122).

Goethe spekulierte also auf etwas, das Immanuel Kant 1790 in seiner *Kritik der Urteilskraft* im Kapitel „Vom Ideale der Schönheit“ als „Einbildungskraft“ bezeichnet hatte (Kant 2017: 152 [§ 17]). Tatsächlich hat Kant, worauf Wolfgang Schäffner hingewiesen hat (Schäffner 1999: 70), auch schon am Beispiel von „tausend erwachsene[n] Mannspersonen“ die Brücke zwischen der Morphologie Goethes und der Statistik Quetelets geschlagen (Kant 2017: 152 [§ 17]).

Für Kant erfasst die „Einbildungskraft“ auf eine uns gänzlich unbegreifliche Art „das Bild und die Gestalt des Gegenstandes *aus* einer unaussprechlichen Zahl von Gegenständen verschiedener Arten, oder auch einer und derselben Art“ (ebd.). Das gilt auch für diese Mannspersonen. Es ist, als ob man eine „große Zahl der Bilder“ dieser Männer, vielleicht sogar alle tausend, „auf einander fallen“ lässt und „*in dem* Raum, wo die meisten sich vereinigen, und innerhalb dem Umrisse, wo der Platz mit der am stärksten aufgetragenen Farbe illuminiert ist, da wird die *mittlere Größe* kenntlich, die sowohl der Höhe als Breite nach von den äußersten Grenzen der größten und kleinsten Staturen gleich weit entfernt ist; und dies ist die Statur für einen schönen Mann“ (ebd.).

Kant zufolge ist dafür nicht unbedingt „Einbildungskraft“ vonnöten. Dasselbe Ergebnis kann man auch „mechanisch heraus bekommen, wenn man alle tausend Maße, ihre Höhen unter sich *und* Breiten (und Dicken) für sich zusammen addierte, und die Summe durch tausend dividierte. Allein die Einbildungskraft tut eben dieses durch einen dynamischen Effekt, der aus der vielfältigen Auffassung solcher Gestalten auf das Organ des innern Sinnes entspringt“ (ebd.).

Mit Hilfe solcher Einbildungskraft wollte Goethe den „Urtier“ genannten Typus des Tieres „aufstellen“, während Quetelet ebendasselbe mechanisch durch Vermessung dieser Gerippe hätte herausbekommen können. Umgekehrt hätte Goethe versuchen können, den Typus des schottischen Soldaten durch Anschauung ihrer Körper aufzustellen. Zwei verschiedene Methoden führen zum gleichen Ziel, nämlich zum Typus als dem tatsächlichen Mittel.

Auf dieser Basis können wir nun Webers Vorstellung von Soziologie als einer Wissenschaft, die „*Typen*-Begriffe“ bildet (Weber 1976: 9), besser verstehen.

Was ist ein Typen-Begriff?

Weber charakterisierte die Soziologie als eine Wissenschaft, die „*Typen*-Begriffe“ bildet (Weber 1976: 9). Um die Frage zu beantworten, was ein Typen-Begriff ist, können wir der 1926 publizierten Studie *Die natürliche Ordnung der Wissenschaften* von Paul Oppenheim folgen, der sich, wie schon ihr Untertitel *Grundgesetze der vergleichenden Wissenschaftslehre* zeigt, an Weber orientierte, dessen „Wissenschaftslehre“ sich im Übrigen mit Hilfe von Oppenheim entschlüsseln lässt (Wagner 2022a).

Für Oppenheim ist ein Begriff eine „Zusammenfassung von kommensurablen Vorstellungen“; ein Begriff wird gebildet, wenn „eine Mehrzahl von Vorstellungen mit Hinblick auf das Übereinstimmende zusammengefaßt wird, während dasjenige, was sie unterscheidet, hinwegfällt“ (Oppenheim 1926: 19–20). Weil sich Vorstellungen auf Gegenstände mit ihren Eigenschaften beziehen, bezeichnet ein Begriff also das, worin sich bestimmte Gegenstände hinsichtlich bestimmter Eigenschaften gleichen. Oppenheim vergleicht das mit Galtons „composite“-Fotografie:

„Galton hat [...] Bilder verschiedener Engländer übereinander photographiert, um damit das Bild eines Durchschnittsengländers zu bekommen. In unserem Vergleich entspricht die [...] Einzel-Vorstellung dem Bilde des einzelnen Engländers, – der Begriff [entspricht] dem Gesamtbilde, welches wir erhalten, wenn wir die übereinander photographierten Einzelbildnisse anschauen“ (Oppenheim 1926: 20).

Tatsächlich hat sich auch Francis Galton – im Anschluss an Quetelet – an der Gaußschen Normalverteilung orientiert (Galton 1878: 97; 1879: 162–163). Auch er stellte sich den Mittelwert als eine natürliche Größe vor, die er „type“ nannte, und er stellte sich alle anderen Werte als Abweichungen von diesem Standard vor. Die „composite“-Fotografie macht diesen Typus sichtbar, weil sie die Eigenschaften zeigt, welche die meisten der fotografierten Objekte haben, und weil sie die übrigen Eigenschaften ausblendet. Damit setzt sie das technisch um, was Kant als Gedankenspiel zur Erläuterung der Einbildungskraft anführte, nämlich dass man eine „große Zahl der Bilder“ jener tausend Mannspersonen „auf einander fallen“ lässt, sodass „in dem Raum, wo die meisten sich vereinigen, und innerhalb dem Umriss, wo der Platz mit der am stärksten aufgetragenen Farbe illuminiert ist, [...] die *mittlere Größe* kenntlich [wird], die sowohl der Höhe als Breite nach von den äußersten Grenzen der größten und kleinsten Staturen gleich weit entfernt ist; und dies ist die Statur für einen schönen Mann“ (Kant 2017: 152 [§ 17]).

Es ist also kein Zufall, dass Oppenheim vom „Bild des typischen Engländers“ spricht, in dem „die Individualität jedes einzelnen Engländers verschwunden ist“ (Oppenheim 1926: 21). Für ihn bringen Begriffe den Typus bestimmter Gegenstände zum Ausdruck und in eben dieser Hinsicht sind sie Typen-Begriffe.

Dieser Ansicht war offenbar auch Weber. Davon zeugt die Logik seiner Begriffsbildung, die triadisch aufgebaut ist. So kann z. B. soziales Handeln „traditional“, „emotional“ oder „rational“ (zweck- oder wertrational) bestimmt sein (Weber 1976: 12). Jede dieser drei Bestimmungen kann man als einen Typus im Sinne eines tatsächlichen Mittels begreifen, von dem die anderen beiden die Abweichungen nach der einen und der anderen Seite der Glockenkurve hin darstellen. Dasselbe gilt für die Bestimmung der drei Regelmäßigkeiten „Sitte“, „Mode“ und „Interessenlage“, die den drei Handlungstypen entsprechen (Weber 1976: 15). Nimmt man die Ordnungsbegriffe „Konvention“ und „Recht“ hinzu (Weber 1976: 17), ändert das nichts an der triadischen Struktur. Als verbindliche Mitbestimmungsgründe bilden die Konvention und das Recht den Typus, von dem nach der einen Seite hin die rationale Interessenlage abweicht und nach der anderen Seite hin die emotional-affektive Mode und die traditionale Sitte, die Weber ja beide unter dem Begriff „Brauch“ subsumiert (Weber 1976: 15).

Und das wiederum kann man variieren: Ein Beispiel ist der Begriff Konvention als Typus. Der typische schottische Soldat hat einen Brustumfang von 40 Zoll. Es gibt Soldaten mit kleinerem (bis zu 33 Zoll) und Soldaten mit größerem (bis zu 48 Zoll) Brustumfang. Die typische Konvention hat einen Verbindlichkeitsgrad, den man als „Soll-Erwartung“ charakterisieren kann (Dahrendorf 1974: 40). Es gibt Konventionen, die weniger verbindlich sind und sich dem Brauch oder der Interessenlage als bloßen „Kann-Erwartung[en]“ annähern, und es gibt Konventionen, die verbindlicher sind und sich dem Recht als in jedem Fall zu befolgender „Muss-Erwartung“ annähern (Dahrendorf 1974: 40). So wie sich Vorstellungen auf Körper von Soldaten richten können, können sie sich auf Körperbewegungen richten, die man als Handlungen bezeichnet und als an Erwartungen orientiert begreift. Wenn man z. B. Menschen in großer Robe in die Oper gehen sieht, dann sieht man, dass sie sich *comme il faut* – wie es sein sollte – gekleidet haben.

Ein anderes Beispiel, das unmittelbar einleuchtet, sind die drei Herrschaftstypen (Weber 1982: 475, 478, 481). Die „legale Herrschaft“ als Typus macht einerseits die traditionale zur Abweichung und andererseits die charismatische. Ebenso macht die „traditionale Herrschaft“ als Typus einerseits die legale zur Abweichung und andererseits die charismatische.

Schließlich macht die „charismatische Herrschaft“ als Typus einerseits die legale zur Abweichung und andererseits die traditionale.

Und was soll nun „Idealtypus“ heißen?

Der Begriff „Ideal“ geht auf die Säkularisierung der metaphysischen Ideenlehre der Antike in der Ästhetik der Renaissance zurück (Wagner 2022b: 6–7; 2022c: 29). Wie Erwin Panofsky in seiner Studie *IDEA* gezeigt hat, war in der Renaissance die Idee des Schönen kein übernatürliches a priori mehr, das im Geist des Künstlers wohnt, sondern wurde von ihm selbst a posteriori hervorgebracht, und zwar durch ein „inneres Zusammenschauen der Einzelfälle“ einer bestimmten Art, aus denen er eine „Auswahl des Schönsten“ traf (Panofsky 1982: 35). Damit verbunden ist die Vorstellung, dass die vom Künstler in seiner Anschauung gewonnene Idee „die eigentlichen Absichten der ‚gesetzmäßig schaffenden‘ Natur offenbare“, dass also Geist und Natur nicht feindlich gegenüberstehen, sondern dass die Idee der Erfahrung „notwendig entspreche“ (Panofsky 1982: 35). Damit wurde „die Welt der Ideen mit einer Welt gesteigerter Wirklichkeiten identifiziert“ und der „Begriff der Idee zu dem des ‚Ideals‘“ umgeformt:

„Damit ist die Idee ihres metaphysischen Adels entkleidet, aber eben dadurch mit der Natur in eine schöne, gleichsam selbstverständliche Übereinstimmung gebracht: vom menschlichen Geiste erzeugt, aber zugleich – sehr weit entfernt von Subjektivität und Willkürlichkeit – die in den Dingen vorgebildete Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck bringend [...] auf dem Wege intuitiver Synthesis“ (Panofsky 1982: 36).

Offensichtlich entspricht die Einbildungskraft, von der Kant hinsichtlich der „Statur für einen schönen Mann“ (Kant 2017: 152 [§ 17]) sprach und auf die Goethe bei seiner Typenbildung setzte, dieser intuitiven Synthesis bei der Erzeugung des Ideals des Schönen.

Wie Ernst Gombrich in seiner Studie *Ideal und Typus in der italienischen Renaissance* gezeigt hat, brachte man in der Renaissance diese Vorstellungen in einen Zusammenhang. Die Künstler arbeiteten mit „Schönheitstypen“, z.B. mit einem bestimmten „weibliche[n] Typus“, wobei es den Begabtesten gelang, den „Typus“ zu einem „Ideal hinreißender Schönheit“ zu „verklären“ (Gombrich 1983: 15–17). Damit kann freilich nichts gemeint sein, das über den Typus hinausgeht, denn sonst würde das Ideal ja nicht mehr die in den Dingen vorgebildete Gesetzmäßigkeit zum Ausdruck bringen. Die Verklärung muss sich in der bestmöglichen Ausblendung aller durch zufällige Störungen verursachten Abweichungen vom Typus erschöpfen.

Das belegen Äußerungen des Physiologen und Physikers Hermann von Helmholtz, der in den Jahren 1871 bis 1873 in seinen Vorträgen „Optisches über Malerei“ seine wahrnehmungsphysiologischen Forschungsergebnisse auf die Kunst übertrug und meinte, dass Künstler keine „getreue Copie roher Natur“ herstellen, sondern ihren Gegenstand „in voller und ungestörter Entwicklung“ zur Anschauung bringen, indem sie „Störendes, Zerstreutes, Verletzendes“ ausblenden, mithin vom „wildem Gestrüpp des Zufalls“ abstrahieren, um durch diese „Idealisierung“ zu einem „idealen Typus“ zu gelangen, der nicht nur ein „wunderbare[s] Wohlgefallen“ erzeuge, sondern auch eine „bisher verborgene Gesetzmässigkeit“ enthülle (Helmholtz 1903: 97–98, 134–135; vgl. Wagner 2022b: 7–14; 2022c: 29–30).

Tatsächlich war über den Klassizismus vermittelt der Begriff des „idealen Typus“ ins 19. Jahrhundert gelangt, in dem ihn lange vor Weber namhafte Wissenschaftler und Künstler verwendeten (Wagner 2018: 25; 2022c: 29–31). Und ebenso wie bei Weber wurde er als Synonym für den Begriff „Typus“ benutzt, etwa von Galton, der ihn auch in morphologischer Hinsicht einsetzte (Galton 1878: 97; 1879: 162–163; Galton et al. 1901: 1).

Was hat es nun auf sich, wenn Weber von „Idealtypus“ und „*reine[m]* Typus“ spricht (Weber 1976: 4)? Dann kann er eigentlich nichts anderes meinen als einen von möglichst allen Störungen gereinigten Typus, den es seines Erachtens in der Wirklichkeit kaum gibt. Deshalb spricht er von „Konstruktionen“ (Weber 1976: 4), die er früher auch als „Gedankenbild[er]“ bezeichnete (Weber 1982: 190–191). Wie in der Kunst der Renaissance, in der man einen Schönheitstypus zu einem „Ideal hinreißender Schönheit“ (Gombrich 1983: 17) verklärte, wird hier ein Handlungstypus zu einem Ideal evidenten Handelns verklärt. Dafür eignet sich das rationale Handeln am besten:

„Solche idealtypischen Konstruktionen [...] stellen dar, wie ein bestimmt geartetes, menschliches Handeln ablaufen würde, wenn es streng zweckrational, durch Irrtum und Affekte ungestört, und wenn es ferner ganz eindeutig nur an einem Zweck (Wirtschaft) orientiert wäre. Das reale Handeln verläuft nur in seltenen Fällen (Börse) und auch dann nur annäherungsweise so, wie im Idealtypus konstruiert“ (Weber 1976: 4).

Tatsächlich ist es aber für die Börse „typisch“, dass das reale Handeln so abläuft, denn in den allermeisten Fällen wird an der Börse zweckrational gehandelt. Deswegen kann Weber diesen „Typus“ zum „Idealtypus“ zweckrationalen, durch keinerlei Affekte und/oder Gewohnheiten gestörten Handelns verklären, während außerhalb der Börse das reale Handeln durch allerlei Störungen als Abweichung von diesem Ideal vorkommt.

Weber hat das für zweckrationales Handeln hinsichtlich der Seite der Emotionen bzw. Affekte selbst so formuliert, wenn auch in der von ihm gewohnten unscharfen Manier:

„Für die *typenbildende* wissenschaftliche Betrachtung werden nun alle irrationalen, affektiv bedingten, Sinnzusammenhänge des Sichverhaltens, die das Handeln beeinflussen, am übersehbarsten als ‚Ablenkungen‘ von einem konstruierten rein zweckrationalen Verlauf desselben erforscht und dargestellt. Z. B. wird bei einer Erklärung einer ‚Börsenpanik‘ zweckmäßigerweise zunächst festgestellt: wie *ohne* Beeinflussung durch irrationale Affekte das Handeln abgelaufen wäre, und dann werden jene irrationalen Komponenten als ‚Störungen‘ eingetragen. [...] Die Konstruktion eines streng zweckrationalen Handelns also dient [...] der Soziologie [...] als *Typus* (‚Idealtypus‘), um das reale, durch Irrationalitäten aller Art (Affekte, Irrtümer) beeinflusste Handeln als ‚Abweichung‘ von dem bei rein rationalem Verhalten zu gewärtigenden Verläufe zu verstehen“ (Weber 1976: 2–3).

Wie Goethe, dem es um „Vergleichungen“ der real existierenden Säugetiere mit dem Urtier genannten Typus ging (Goethe 2006: 122), möchte Weber real existierendes Handeln mit dem Typus rationalen Handelns vergleichen, um die durch allerlei Affekte und/oder Gewohnheiten verursachten Abweichungen *als solche* zu verstehen. Tatsächlich ist Weber eher auf der Seite von Goethe und Kant als auf der von Quetelet. Seine Konstruktion von Idealtypen setzt nicht auf mechanische „Vermessung“, sondern auf „Einbildungskraft“; sie findet sich also eher auf Seiten der Ästhetik als auf Seiten der Statistik, was auch erklärt, warum Weber wiederholt metaphorisch von der „*Zeichnung*“ von „Gedankenbild[ern]“ oder „*Idealbild[ern]*“ spricht (Weber 1982: 190–194).

Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Webers Begriffe „Typus“ und „Idealtypus“ auf Konzepten basieren, die Quetelet und Goethe ausgearbeitet hatten und die anschließbar waren an die Ästhetik der Renaissance und des Klassizismus, die im 19. Jahrhundert von namhaften Wissenschaftlern und Künstlern rezipiert wurde. Der durch Vermessung oder Einbildungskraft erkannte Typus ist das tatsächliche Mittel, das eine gesetzliche Entwicklung zum Ausdruck bringt, die durch zufällige, Abweichungen hervorbringende Faktoren gestört werden kann; der Idealtypus ist ein von möglichst allen zufälligen Störungen gereinigter und insofern verklärter Typus.

Wie sich mit Bezug auf Oppenheims Analogie zwischen Begriffsbildung und der an Quetelet orientierten „composite“-Fotografie Galtons zeigen lässt, ist ein Begriff dann ein Typen-Begriff, wenn er den Typus eines bestimmten Dings oder Vorgangs zum Ausdruck bringt. Weber kam in seinen „Soziologische[n] Grundbegriffe[n]“ seiner Forderung, die Soziologie bilde Typen-Begriffe, nach. Die Struktur seiner zentralen „Grundbegriffe“ entspricht der Logik von Typus und Abweichung.

Wenn Weber die Soziologie als eine Wissenschaft definiert, die nicht nur „Typen-Begriffe“ bildet, sondern auch „generelle Regeln des Geschehens“ sucht (Weber 1976: 9), dann ist das völlig kompatibel mit dieser Logik von Typus und Abweichung. Denn Weber konzipierte ein soziologisches Gesetz als eine „typische Chance“ eines „bei Vorliegen gewisser Tatbestände zu *gewärtigenden* Ablaufes von sozialem Handeln“, die „aus typischen Motiven und typisch gemeintem Sinn der Handelnden *verständlich*“ ist (Weber 1976: 9). Die Affinität dieser Konzeption zu dem Konzept von „Typizität“, das aktuell in der Philosophie der Physik diskutiert wird, ist an anderer Stelle bereits erläutert worden (Wagner 2022d).

Literatur

- Collard, Auguste (1934): Goethe et Quetelet. Leurs relations de 1829 à 1832. In: Isis 20, 2, S. 426–435.
- Dahrendorf, Ralf (1974): Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Galton, Francis (1878): Composite portraits. In: Nature 18, S. 97–100.
- Galton, Francis (1879): Generic images. In: Proceedings of the Royal Institutions 9, S. 161–170.
- Galton, Francis/Pearson, Karl/Weldon, Walter (1901): Editorial. In: Biometrika 1, 1, S. 1–6.
- Gauss, Carl Friedrich (1877 [1809]): Theorie der Bewegung der Himmelskörper, welche in Kegelschnitten die Sonne umlaufen. Gotha: Friedrich Andreas Perthes.
- Goethe, Johann Wolfgang (2006): Zur Morphologie. Erster Band. In: Goethe, Johann Wolfgang: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 12: Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. München: btb, S. 9–272.
- Gombrich, Ernst (1983): Ideal und Typus in der italienischen Renaissancemalerei. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Helmholtz, Hermann von (1903): Optisches über Malerei. Umarbeitung von Vorträgen, gehalten zu Berlin, Düsseldorf und Köln a. Rh. 1871 bis 1873. In: Helmholtz, Hermann von: Vorträge und Reden. Bd. 2. 5. Aufl. Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn, S. 93–135.
- Herschel, John F. W. (1914 [1850]): Einführung. Über die Lehre von den Wahrscheinlichkeiten und ihre Anwendungen auf die physikalischen und sozialen Wissenschaften. In: Quetelet, Adolphe: Soziale

- Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen. Bd. 1. Jena: Gustav Fischer, S. 6–100.
- John, Vincent (1898): Quetelet bei Goethe. In: Paasche, Hermann (Hrsg.): Festgabe für Johannes Conrad. Jena: Gustav Fischer, S. 311–334.
- Kant, Immanuel (2017): Kritik der Urteilskraft. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. 9. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (stw).
- Menger, Carl (1883): Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften, und der Politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Oppenheim, Paul (1926): Die natürliche Ordnung der Wissenschaften. Grundgesetze der vergleichenden Wissenschaftslehre. Jena: Gustav Fischer.
- Panofsky, Erwin (1982 [1924]): IDEA. Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte der älteren Kunsttheorie. Berlin: Volker Spiess.
- Quetelet, Adolphe (1838): Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft. Stuttgart: E. Schweizerbart.
- Quetelet, Adolphe (1914): Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen. Bd. 1. Jena: Gustav Fischer.
- Quetelet, Adolphe (1921): Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen. Bd. 2. Jena: Gustav Fischer.
- Schäffner, Wolfgang (1999): Literatur der großen Zahlen. Goethe, Quetelet und die Folgen. In: Goebel, Eckart/Klein Wolfgang (Hrsg.): Literaturforschung heute. Berlin: Akademie Verlag, S. 67–75.
- Schlenstedt, Dieter/George, Marion (2005): Typisch/Typ(us). In: Barck, Karlheinz et al. (Hrsg.): Ästhetische Grundbegriffe. Bd. 7. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 191–246.
- Toepfer, Georg (2011): Typus. In: Toepfer, Georg: Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe. Bd. 3. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 537–565.
- Wagner, Gerhard (2018): Einleitung. In: Weber, Max: Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften. Max Weber-Gesamtausgabe, Bd. I/7. Hrsg. v. Gerhard Wagner. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), S. 1–30.
- Wagner, Gerhard (2022a): Max Webers Wissenschaftslehre. Ein Perspektivenwechsel nach 100 Jahren. In: Methodus 11, 1, S. 46–56.
- Wagner, Gerhard [mit Härpfer, Claudius] (2022b): Was heißt „Idealtypus“?. In: Wagner, Gerhard (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre Max Webers. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 1–17.
- Wagner, Gerhard (2022c): Der lange Schatten des Syllogismus. In: Wagner, Gerhard (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre Max Webers. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 19–43.
- Wagner, Gerhard (2022d): Typizität und minutis rectis-Gesetze. In: Wagner, Gerhard (Hrsg.): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre Max Webers. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 79–92.
- Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (1982): Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Weber, Max (2009): Allgemeine („theoretische“) Nationalökonomie. Vorlesungen 1894–1898. Max Weber-Gesamtausgabe. Bd. III/1. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).